

Die Neue Welt

Nr. 34

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Dufte hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosafarbn's Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!

Ich ging, Du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch — welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Goethe.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gesicht
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Stille, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Creue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Goethe.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolfig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du
nieder?
Goldne Träume, kommt Ihr
wieder?
Weg, Du Traum! so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

Goethe.



Jakob.

(Fortsetzung.)

Roman von Alexander P. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

In Krüger's Haus gab es wieder stille Zeiten. Für Julie war jener Ball noch weit mehr ein Wendepunkt geworden als für Törres. Ihre Freundin, welche sie in das freie Leben und die muthigen Ansichten, die nur halb für sie paßten, hineingeführt hatte — die war fort, und dafür kam Jolla Blum mit der vollen Tasche; die ganze Stadt erhob ihre Stacheln gegen sie und ihren Vater.

Und Tante Sophie sah, wie Julie bleicher und spitzer im Gesicht wurde, die ärmlichsten Kleider herausuchte, um die Freundinnen ihrer Mutter zu besuchen — zur Erbauung oder zum Thee.

„Du siehst dahin — ja, das thust Du, Julie!“

„Ich versichere Dir, Tante, ich bin nicht krank.“

„Doch bist Du krank, und ich weiß, was Dir fehlt,“ sagte Tante mit großer Sicherheit.

Julie wich aus, denn sie wußte, wo das hinaus sollte.

Aber Tante Sophie war nicht zart; das nächste Mal sagte sie: „Kannst Du ihn garnicht vergessen?“

„Wen?“ fragte Julie bebend.

„Ach, daß Du Dich vor mir verstellen willst! Du verleugnestest ihn in der Stunde der Noth,“ sagte Tante Sophie mit Wärme.

Julie wandte sich ab; dasselbe sagte auch Jolla Blum, und gerade hiermit kämpfte sie so oft, wenn sie allein war.

„Aber Alles kann noch gut werden,“ meinte die Tante; „man könnte sich wieder treffen und erklären —“

„Niemals — Tante!“

„Oder Du könntest ihn wissen lassen —“

„Bist Du toll, Tante? Niemals!“ — Julie flüchtete auf ihr Zimmer.

„Ja, entweder Du selbst oder ein Anderer,“ sagte Tante Sophie für sich; ihre Lebenserfahrung ging in der Richtung, daß Liebe und Jugend zusammen gehören, und sie konnte nicht vertragen, daß zwei junge Leute herumgingen und sich das Leben sauer machten, nur weil der Eine nicht zuerst ein gutes Wort geben wollte.

Und Gustav Krüger selbst hatte seine gute Laune verloren; er ging schwerfällig die Treppe auf und nieder zwischen Geschäft und Wohnung, und er hatte nicht einmal Lust zu größerer Geselligkeit, als zu einer Partie Schach und einem Glase Toddy mit dem Oberlehrer.

Aber selbst diese Abende hatten ihren Charakter verloren; Krüger hörte ohne Interesse von den Fortschritten, welche der Oberlehrer mit seinem Buche machte; und erwähnte dieser die Suppentüche für die Volksschule, so lenkte Krüger ab und machte sich über sein Glas.

Bis endlich eines Abends, als es ziemlich spät geworden war und sie nach Beendigung ihrer Partie noch bei einem guten, warmen Glase zusammen saßen, der Oberlehrer einen Anfaß nahm und gerade heraus sagte:

„Nein! Jetzt mußt Du mir erzählen, was los ist, Krüger! Es giebt etwas, was Dich bedrückt — jawohl! — Du sprichst nie mehr von Deinem Plan, von dem Fonds.“

„Dem Fonds?“ fragte Krüger und lächelte unklar, so daß der Oberlehrer sogar einen Augenblick glaubte, der Grog wäre heute Abend zu stark gewesen.

Aber Krüger stand auf und ging im Zimmer herum, als ob er nach Jemandem hinter den Möbeln suchte, horchte an der Thür und sah hinaus in den dunklen Raum hinter der Gardine; dem Oberlehrer wurde es immer ungemüthlicher.

„Ja, denn Du kannst nie wissen, wo er ist,“ sagte Krüger; „er kann an den unglaublichsten Stellen versteckt sein.“

„Wer? Wen meinst Du?“ fragte der Oberlehrer.

„Er — der Bauernjunge — der Bampyr!“ rief Krüger, ganz verstört im Gesicht.

„Ach, Quatsch!“ sagte der Andere und lachte;

„Du bist ja ganz besessen von dem Menschen.“

„Ja, das bin ich, geradezu besessen. Sieh', wie weit er mich schon getrieben hat! Hier zu Hause, in dieser nämlichen Stube, hat er uns einen Skandal aufgeführt, den Julie nie verwindet —“

„Du übertreibst, Krüger!“

„— den sie nie verwindet. Von Frau Knudsen hat er mich geschieden, unsere alte, gute Freundschaft zerstört; er hat uns in diese Konkurrenz hinein gezwungen, die uns Beide vernichtet; er zwang mich, Jessen zu nehmen, um mich zu schlingen, und jetzt nahm er mir Jessen wieder fort, um uns um so schneller zur Schlachtbank zu führen —“

„Aber Du wirst ja toll, Krüger! Dieser eine Mensch —“

Krüger aber fuhr in starker Bewegung fort:

„Und der Fonds, von dem Du sprichst — er ist fort, fort bis zum letzten Schilling; ich habe an allen Kanten Alles zusammentragen müssen, um das Geschäft zu halten, und dennoch geht es bergab, mit reißender Hast; wenn er eines Tages Frau Knudsen dazu bekommt, mir das Endossement zu verweigern, so bin ich am gleichen Tage ruiniert!“

„Aber Gott bewahre! Ist das wahr?“ rief der Oberlehrer, welcher nun ernsthaft wurde.

„Und ich,“ fuhr Krüger fort, indem er sich schwerfällig in seinen Stuhl setzte und die Arme vorn auf den Tisch legte, „ich, der ich mir einbildete, ich würde das Geschäft hochbringen, zu Reichthum für Julie und zur Hilfe für Viele! Jetzt bekommt sie vielleicht Recht — meine Frau, wenn sie in Bitterkeit prophezeite, ich würde Alles verderben! — sie bekommt Recht! — sie und die Anderen, die ganze Stadt bekommt Recht über mich!“

Er sank im Stuhle zusammen, und der Oberlehrer blieb sitzen — stumm, und vergaß seine Zigarre. Es wurde so ganz still in dem alten Haus, kein Laut von der Straße, kein Laut in der Stube bis auf Krüger, welcher ab und zu einen schweren Seufzer that, der dahinstarb unter der hohen Decke, von wo alte Engelsköpfe mit verwundernden Augen auf ihn herabstierten. — — —

Inzwischen war die Stadt lebhaft beschäftigt mit Anton Jessen und seinem flotten Geschäft. Es war ein Laden, desgleichen man noch nicht gesehen hatte, eher ein großer Salon mit anstoßenden Kabinetten, wo die junge Frau und drei junge Damen die Stunden bedienten, während Herr Jessen auf und ab ging und seine Rathschläge und Weisungen erteilte.

Sie gaben ein zierliches Paar ab und paßten füreinander. Er war dunkel und immer noch groß genug, um neben seiner kleinen hellblonden Frau Figur zu machen, während ihre feine Figur in schwarzseidenem Kleide sich von dem Ladenlichte und den kostbaren Stoffen mit den lebhaften Farben abhob. Ihr Gesicht bekam etwas Farbe, und in ihrem Blick lag, wenn sie ihn hob, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit.

Sie hatte sich schon eine gewisse Art angeeignet, ihn zu pflegen und darauf zu achten, daß er sich nicht einmal überanstrengte, denn das vertrug er nicht. Schon am Tage nach der Hochzeit hatte die alte Frau Jessen eine gute Meinung von ihrer Schwiegertochter bekommen, als sie sie vollständig angezogen in der Wohnung fand, während der arme Anton, der an große Gesellschaft nicht gewöhnt war, mit Kopfschmerzen bei Hasersuppe im Bett lag.

Er war glücklich über ihre ruhige Zärtlichkeit, und sie war ihm dankbar, weil er sie nicht mit Fragen quälte. Sie fand ihre alte Jugendschwärmerei für ihn wieder, etwa wie einen niedlichen Puppenmann; — der Andere war die Sünde, düster und unwiderstehlich.

Es war Törres gewesen, der das Haus in Gang gebracht und auf dem Fuße eingerichtet hatte, wie er wollte. Herr Jessen hatte gedacht, sich zwischen seinem Geschäft und seinem Talent, welches er jetzt mit einiger Sicherheit in der Literatur gefunden hatte, zu theilen. Seine Idee war nun: indem er seiner Frau laut Gedichte vorlas — von den guten, berühmten

Gedichten —, wollte er selbst seinen Geschmack und sein Ohr ausbilden und so das Talent herauslocken, das bedauerlicherweise so lange ungepflegt in ihm gelegen hatte.

Aber ehe er es merkte, war sein kleines Heim ein Sammelpunkt für Jugend und Frohsinn, wo man sich ganz gewiß amüsirte, aber wo kein Platz gelassen wurde für die Literatur, kein Boden für das Talent.

Er beklagte sich bei seiner Frau, und ein paar Tage darauf sagte Törres Wall zufälligerweise:

„Du, Jessen, mir scheint es sonderbar von Dir, wo Du doch so viele höhere Interessen hast, daß Dir solche Gesellschaften genügen können, wo man nur albert und ist.“

„Wer sagt, daß ich befriedigt bin?“ antwortete Herr Jessen bitter und fuhr sich über die Stirn.

„Aber, mein Lieber, Du hast es doch in der Hand, den Ton anzugeben. Du mußt doch auf etwas verfallen können, was uns Andere heben kann.“

„Anton liest so nett vor —,“ sagte seine Frau, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Er liest vor? — Was liest er?“ fragte Törres überrascht.

„Besonders Gedichte.“

„Ach, was mußt Du damit kommen!“ rief Jessen verdrießlich.

Aber Törres gab keine Ruhe, bis er Jessen dazu bekam, etwas zur Probe vorzulesen; und noch an demselben Abend mußte er den ganzen „Terje Wigen“* vor einem bewundernden Kreis auflesen. Und von der Zeit verwannte Jessen alle freie Zeit darauf, ein abwechslungsreiches Repertoire zu bekommen; und wenn Jemand eine gesellige Zusammenkunft bei ihm selbst oder außer dem Hause vorzuschlug, war er sofort bereit. Seine Mutter war entzückt von seinem Talente.

So verging das Frühjahr in Freude und Sonnenschein; aber so sicher wie Monat auf Monat folgte, ebenso prompt kehrten auf den Tag die Wechsel zurück, ein eingelöst oder erneuert zu werden, oder sich auf verschiedene Art zu verwandeln oder zu verpuppen.

Aber Herrn Jessen fehlte es nie an einem Ausweg. Der erste Zulauf zu dem neuen Geschäft hatte nicht bloß seine Bücher gefüllt, sondern ihm auch eine Kasse verschafft, welche sowohl den kostspieligen Haushalt bestreiten, als auch den ersten Stoß Wechsel aushalten konnte. Er richtete sich auch mit Geschmack ein, ohne zum Herbst und zur Winterzeit zu sparen.

Das ging sechs Monate, und es ging zwölf Monate, und es ging noch drei, aber etwas beschwerlich. Die Geschäftsreisenden bekamen längere Gesichter, aber dabei kleinere Köpfe. Aber es gab so viele davon, man konnte ständig bekommen, was man wollte, und der Kredit wurde zäher, je stärker man ihn anzog. Bis plötzlich eines Tages Bankpräsident Christensen sich die Nase rieb und die Bankdirektion für den kommenden Sonnabend Nachmittag zu einer Sitzung bei geschlossenen Thüren zusammenrief.

XV.

Am Tage vorher — also Freitag — war Törres Wall früh aus dem Geschäft heimgegangen. Frau Knudsen hatte ihn eingeladen, bei ihr mit Prediger Opstad zusammen zu Abend zu essen. Er hatte ohne Besinnen dankend angenommen und war darauf nach Hause gegangen.

Er saß mit vielen Papieren vor sich und seine Hände bebten, wenn er etwas anrührte. Und als es an der äußeren Thür pochte, fuhr er zusammen und wurde bleich.

Aber während er aufmachen ging, hellte er sein Gesicht vor dem Spiegel wieder auf und sagte sogar halbblau zu sich selbst: „Ich dachte gleich, daß es keine sieben Jahre dauern würde.“

* Ein sehr umfangreiches Gedicht von Ibsen.

Der, welcher kam, war Anton Jessen — blaß und verstört. Er warf sich in's Sopha und brach aus: „Jetzt komme ich nicht weiter durch!“

Törres sah auf, ohne Verwunderung, ohne Frage, so ganz kalt sah er den Anderen an.

„Ich hatte sicher auf Dich gerechnet“, sagte Jessen und schlug die Augen nieder.

Törres zuckte die Achseln und nahm wieder seine Papiere vor. In Anton Jessen kämpften widerstreitende Gefühle. Ihm schien es, daß der Andere verpflichtet wäre, ihm zu helfen — er konnte nicht sagen, weshalb? Er wußte, daß er weder Pfand noch Sicherheit mehr zu bieten hatte, aber es kam ihm doch vor, daß er einige Unterlage für die Hülfe bot; indessen er konnte nicht sagen, was es war; es sammelte sich Altes und Neues von Groll und schwererhaltener Raserei, während er unverwandt auf diesen großen, soliden Burschen stierte, wie er bei der Lampe mit all den verdamnten Papieren vor sich saß.

„Bist Du uns nicht helfen?“ fuhr er plötzlich auf.

„Ja — hinterher —“ antwortete Törres ganz ruhig.

„Hinterher — hinterher! — ja Dank sollst Du haben!“ murmelte Jessen und ging nervös in der Stube auf und nieder; er dachte an Ruin und Schande und an seine kleine Frau, die wußte, wo er war und was es galt, und nun bebend und wartend zu Hause saß.

„Es giebt welche, für die es schlimmer ist als für Dich, Jessen“, fing Törres an; „da ist nun zuerst das Garantiedokument.“

„Das Du erreichst hast; Du bist da gedeckt genug, sollte ich glauben.“

„Ich hoffe es“, antwortete Törres; „obgleich das Keiner wissen kann, wenn die Bankrotte erst anfangen.“

„Giebt es mehr?“ fragte Jessen gespannt.

„Ich weiß nicht, ob wir — ob Frau Knudsen sich durchhelfen kann.“

„Aber Lieber! das ist ja eine Kleinigkeit.“

„Ja, ein bißchen hier und ein bißchen da! Wenn die Banken erst durch einen Bankrott geschreckt werden, da weiß man schon; dazu kommen alle Wechsel von Brandt, auf denen wir stehen.“

„Gustav Krüger auch!“ rief Jessen in einem Tone, der fast entzückt klang.

„Ich kann nichts wissen“, sagte Törres und blätterte ernsthaft in seinen Papieren; „aber es kommt mir vor —“

Inzwischen hörte Anton Jessen nicht auf ihn, sondern dachte an andere Dinge. Sein Fall nahm sich ganz anders aus, wenn er in Gesellschaft so großer und guter Häuser sich ereignete; seine geringen Ziffern würden von den großen verschlungen werden, und im Schatten der allgemeinen Bestürzung über Häuser wie den „alten Brandt“ und Cornelius Knudsen würde er seinen kleinen Bankrott durchführen können und vielleicht glimpflich aus all' dem hinaus kommen.

„Aber das ist ja eine ganze Reihe —“ sagte er.

„Es ist eine Krise“, antwortete Törres im Tone des Bankpräsidenten.

„Eine Krise, ja! — das ist es wirklich“, rief Anton Jessen fast vergnügt und eilte sofort mit diesem kostbaren Worte, das fast besser war als Hülfe, nach Hause zu seiner kleinen Frau.

Törres sah noch eine Weile, bis er zu Frau Knudsen ging; und als er schon den Ueberzieher anhatte, mußte er noch zurück zum Buffet nach einem großen Glas Cognac. In dem ganzen langen Plan, dessen Erfüllung jetzt vor der Thür stand, gab es nur einen dunklen Punkt. Auf alles Andere freute er sich geradezu; nur Frau Knudsen —!

Wenn er so weit dachte, pflegte er die Zukunft sich vorzustellen, daß er, wenn Alles nach seinem Kopfe geordnet wäre, zu Frau Knudsen hingehen und in der einen oder anderen Art etwas für sie thun würde. Dachte er sie zu heirathen, so war das unmöglich, wenn sie Bankrott gemacht hatte; und dachte er ihr Geld zu geben, so war das noch weniger möglich, denn das würde nur Argwohn und Klatschereien verursachen. Aber er dachte trotzdem immer, daß er etwas für sie thun würde. Während er sich ihrem Hause näherte, saß

Prediger Opstap schon da und sprach lebhaft mit der jungen Wittve. Und als Törres eintrat und sie zusammen saß, fiel es ihm ein, ob es wohl an der Zeit gewesen, diese Zwei zusammen zu führen. Jetzt war es zu spät; dafür kannte er seinen Freund zu gut.

„Und es geht weiter gut mit Herrn Jessen?“ fragte der Geistliche, das Gespräch fortsetzend.

„Ich glaube es sicher“, antwortete Frau Knudsen; „jedenfalls hoffe ich es.“

„Aber er ist doch ein Konkurrent?“

„Wir sind alle Konkurrenten und gute Freunde, nicht wahr, Herr Wall? Wir helfen dem kleinen Jessen, so gut wie möglich mit uns zu konkurriren.“

Törres antwortete: „Man soll Keinem über seine Kräfte helfen, — selbst wenn es ein Konkurrent ist.“

„Nein! da können Sie Recht haben“, sagte Frau Knudsen lachend, während sie in das Wohnzimmer voran ging; sie hatten nur auf Törres gewartet.

Er schwankte eine Zeit lang zwischen vielen Stimmungen. Sollte er versuchen, in Gegenwart eines Zeugen so zu thun, als ob er der Vorsichtige wäre, der immer gewarnt hatte? Aber das wäre ja lächerlich, so spät. Morgen würden Anton Jessen's Wechsel protestirt werden, und Montag würde der Bankrott öffentlich sein.

So schlug er in Lustigkeit um und brachte sie dazu, daß sie den ganzen Abend lachten und sich amüsirten.

Aber mit ungewöhnlich beklommenem Herzen kroch er in's Bett; und es war ihm unmöglich, das Bild von der ersten Nacht in Frau Knudsen's Haus los zu werden, wie er die ersten zehn Dere versteckte, die er genommen hatte. — — —

Die eigentliche fungirende und besoldete Direktion in Christensen's Bank bestand zur Zeit aus drei Herren. Zuerst aus Christensen selbst als Präsident, dann aus Konsul With, dem gute Freunde zu diesem Plaze verholfen hatten, als er das Vermögen seiner Frau bei Karsten Lödbahl's großem Bankrott verloren hatte; und vor Kurzem hatte Törres Wall sich vom mehrjährigen Ersatzmann zum wirklichen Direktor aufgeschwungen.

In der kurzen Zeit, welche er dabei gewesen war, war der Präsident in seinem Urtheil über die Tüchtigkeit der jungen Kraft in kleinen Geschäften noch bestärkt worden; aber wenn es zu größeren und wichtigeren Angelegenheiten kam, hielt er es nicht für schwieriger, Törres Wall zu beugen, als Konsul With, der ihm den Posten verbannte und ein gebrochener Mann war.

Er ließ darum seine beiden Kollegen eine Weile im Direktionszimmer sitzen, ehe er mit einem Packet Wechseln zwischen den Fingern eintrat.

„Wie die Herren vielleicht wissen, sieht es so aus, als ob die Firma Anton Jessen in diesen Tagen gewisse Schwierigkeiten hat.“

„Man hat wohl heute ihre Wechsel protestirt?“ fragte Törres.

„Nein, ich habe das gewiß nicht; es waren nur kleine Beträge — da sind sie; — ich habe die ganze Zeit auf Jessen's Staffboten gewartet.“

„Inzwischen ist die Sonne untergegangen“, sagte Konsul With und sah auf seine Uhr.

Der Bankpräsident lächelte innerlich über den armen Konsul, der es nie lassen konnte, sich wichtig zu thun.

„Ich lehne die Verantwortung dafür ab, daß diese Wechsel bis Montag liegen bleiben“, sagte Törres Wall.

Der Präsident erhob seine Nase, als ob er die Luft prüfte.

„Das stimmt nicht mit den Traditionen dieser Bank, gegen alte Stunden hastig oder übereilt vorzugehen. Wenn man ein bißchen Zeit giebt, einen billigen —“

Törres Wall unterbrach ihn, während er in seine eigenen Aufzeichnungen hineinsah.

„Außer den Banken giebt es nur zwei hiesige Firmen, welche mit Anton Jessen in Verbindung stehen.“

„Brandt und C. Knudsen“, sagte Konsul With.

Der Bankpräsident sah ihn an, nahm darauf

seine Lognette, um die Aufzeichnungen, die Wall ihm zuschob, zu untersuchen.

„Um so mehr Grund wird eine Bank mit unseren Traditionen haben, Mäßigung zu zeigen, wenn — wie es scheint — größere Schwierigkeiten zu erwarten stehen.“

Die anderen Beiden schwiegen; jetzt war man bei der Sache. Es war nämlich bekannt, daß Christensen auch ein kleines Diskontogeschäft auf eigene Hand trieb, daß inzwischen immer, wenn etwas schlecht ging, auf Rechnung der Bank erschien; jedenfalls war der Verlust immer, ehe es zu spät war, durch den einen oder den anderen Nachtrag in die Bücher der Bank hinübergekommen.

Bei den drei bedrohten Firmen hatte er nicht so wenig zu verlieren; er hatte schon längst gedacht, sich zu retten; aber bis dahin hatte er immer gemeint, es wäre noch Zeit genug.

„Natürlich“, sagte er überlegen, „habe ich diese Verhältnisse längst gekannt; aber ich glaube, — wie ich geglaubt habe, — daß man vor Allem sehen muß, Zeit zu gewinnen — nicht zu hart aufzutreten, — versuchen, in Glimpflichkeit abzuwickeln —“

Zu seinem großen Erstaunen brach Törres in ein kurzes, rauhes Lachen aus und sagte:

„Ich verlange, daß die fälligen Wechsel spätestens Montag protestirt werden!“

Christensen richtete sich auf; es war Zeit, die junge Kraft ein bißchen zu duden.

„Das ist jedenfalls eine Direktionsfrage — auf die übliche Art zu lösen. Wie stellen Sie sich, Herr Konsul With?“

Der Bankpräsident sah ihn nicht einmal an, so sicher war er der Antwort.

„Ich muß mich vollständig dem Botum von Herrn Wall anschließen“, sagte Konsul With mit unsicherer Stimme.

Der Bankpräsident machte einen Satz im Stuhle. Er wußte nicht, daß Konsul With, dessen Einnahmen für den alten Kavaliere ganz ungenügend waren, schon längst in Törres Wall's Klauen war, der hier zum ersten Male seine Macht über ihn gebraucht hatte. Und vom Konsul sah Christensen auf die neue Kraft, welche er selbst groß gezogen hatte. Und er fühlte, daß sein ganzer Aplomb, der ganze Bourgeoision, der ganze große Elephantenapparat vollständig verloren und wirkungslos war gegen diese Bauernsicherheit, die auf ihr Geld pochte, ohne einen anderen Gedanken im Kopfe.

Er begann zu reden, indem er die unglücklichen Verhältnisse beklagte, die Stadt beklagte und die einzelnen Personen. Aber Törres, der den langen Rückzug nicht aushören wollte, wandte sich an Konsul With, der das Protokoll führte:

„Also wird mein Vorschlag angenommen?“

„Einstimmig“, sagte der Präsident mit seinem tiefen Brustton.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe.

Von L. Schönhoff.

Vor 150 Jahren, am 28. August, wurde Goethe, das sinnlichste Genie der Deutschen, zu Frankfurt am Main geboren. Der Begriff „sinnlichstes Genie“ ist hier in der Bedeutung gebraucht, daß sich der ungemein erregbaren Einbildungskraft Goethe's Welt, Natur, Leben in reicher Fülle zu sinnfälligen, deutlichen Vorstellungen wandelten. Für Alles, wodurch dies Genie berührt ward, fand es ein Gleichniß aus der Welt sinnlicher Anschauung, und da Goethe in einem langen, bedeutungsschweren Dasein so viel zu durchbringen hatte, so wird Jeder, der über sein Verhältniß zu Goethe Nachenschaft ablegt, zugleich viel von sich selber bekennen, der Humane, wie der Unzulfame, der Radikale, wie der Konservative, der Welt-, wie der Pfahlbürger.

So entfernt ist uns Goethe's Person heute und doch so nahe und eindringlich sein Wirken, daß wir seine allgemeine Größe ohne Parteilichkeit ermessen und begreifen können. Man braucht nicht mit Phrasen vom „Olympier Goethe“ herum zu

werfen, wie sie die deutschen Jubiläumsmeyer in diesen Tagen unsinnig oft anwenden werden. Man kann die Erscheinung Goethe sehr real mit all' ihren Menschlichkeiten ohne vergötternde Vorstellung fassen. Aber man kann an ihr nicht in brutalem Phlegma vorübergehen, will man selber als moderner Mensch empfunden werden; und wer heute im keifenden Eifer den jungen Goethe anbläuft, weil er ihm in dem und jenem Stück mißrathen zu sein scheint, der wird wohl selbst lächerlich. Er beweist eben, daß er eine so geschlossene Persönlichkeit, wie die Goethe's, nicht nach ihren Gesetzen begreifen kann oder will. Will man den Goethe haben, wie er geworden ist, den großen Tröster, den menschlich-warmen Mahner und

dem kein anderes gleichkommt, dafür halten diese Lügen sich berechtigt, seine moralische Person vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Daher rühren zum Beispiel die weitläufigen, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Untersuchungen des Lebens Goethe's von der moralischen Seite, w'e etwa, ob er nicht dieses oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebelei gehabt, hätte heirathen sollen und müssen, ob er nicht hätte ein „Mann des Volks“, ein „deutscher Patriot“, würdig eines Parlaments-sitzes in der Paulskirche usw., sein sollen. Durch solchen schreienden Unbegriff beweisen jene unberufenen Richter, daß sie moralisch el'nsolche Lumpen sind, wie intellektuell — womit viel gesagt ist.“

verfassen können, mit so bitteren Erfahrungen über zeretzende Einflüsse in der bürgerlichen Ordnung? Wie hätte sonst Goethe, der werdende Mann, den Plan zur Tragödie des maßlos irrenden, weil maßlos strebenden Menschen fassen sollen, und wie wäre Goethe, der Greis, am Ende zu dem wehmüthig ergreifenden Bekenntniß gekommen, daß er selbst an allen seinen Schöpfungen keine Freude mehr genieße, es sei denn an dem Idyll von „Hermann und Dorothea“? Wer eine solche Generalbeichte am Schluß einer Goethe'schen Laufbahn ablegt, der hat ganz gewiß auch sein irdisches Schmerzensheil verwunden. Man muß nur nicht einseitig oder eigenwillig sich an irgend einen Theil von Goethe's Lebens-



Frau und Biegen. Nach einem Gemälde von Max Liebermann in der Pinakothek zu München.

wissenden Begleiter in Noth und Fülle, im Weh und in Lust, den intensiv sinnenden Künstler, so kann man billig nicht von ihm verlangen, daß er etwa ein Frömmel von rechts oder ein Agitator von links sei. Agitiren heißt extensiv, nach der Weite hin arbeiten, künstlerisch schaffen in Goethe's Sinn heißt zutiefst sich sammeln.

Die Entrüstung des Philosophen Schopenhauer über die Goetheschmüßler ist darum leicht zu verstehen. Es trifft heute noch auf eine ganze Klasse von Leuten zu, die nicht gelernt haben, eine bedeutende Person aus ihren äußeren und inneren Bedingungen heraus zu verstehen. Schopenhauer meint in Bezug auf die Klasse, die einen großen Geist nach ihren kleinen persönlichen Bedürfnissen modeln möchten: „Dafür, daß ein großer Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äußerste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachkommen bis in die zehnte Generation zur Erhebung und Erleichterung gereichen, dafür also, daß er der Menschheit ein Geschenk gemacht hat,

Um diese Worte richtig einzuschätzen, braucht man sich nur an unsere Dunkelmänner und die Goethe-Debatte im Reichstag, wie an gewisse Taschenkalender zu erinnern, in denen dem Alkoholiker Goethe sein Hang zu Wein und Kirschwasser vorgeworfen wird.

Anders steht es um die Stimmen, die den lebenden Goethe, der noch nicht in geschichtliche Betrachtung gerückt war, so leidenschaftlich verfolgt. Da begreift man die vorschnelle Ungerechtigkeit besser, besonders bei erhitzen Kampfnaturen, die selbst ihre starken Verdienste hatten. Man kann auch diese Stimmen, selbst die eines Lessing darunter, geschichtlich objektiver abwägen.

Es wird oft von der Goethe'schen „Harmonie“ im Leben und Schaffen gesprochen. Tausende haben das Schlagwort gehört, Tausende auf den Schulen haben es ihren Lehrern geglaubt und nacherzählt. Und doch ist es kaum in äußerlichen Umrissen richtig. Goethe's Leben wie sein Schaffen verlief durchaus nicht in glattem Ebenmaß. Er hatte seine aufgeregten Katastrophen. Wie hätte sonst der Jüngling Goethe eine Komödie wie die „Mitschuldigen“

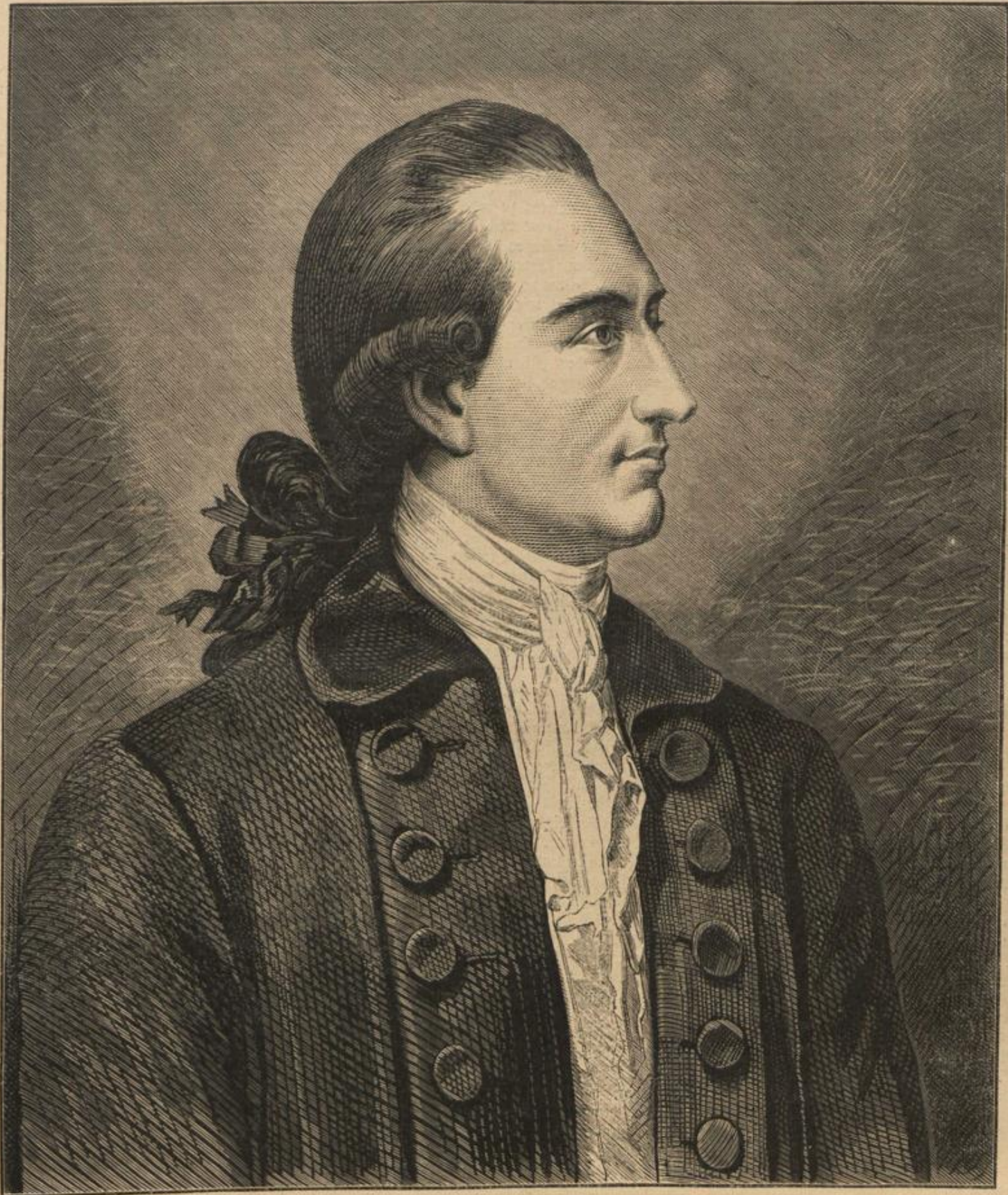
werk klammern wollen. Denn in seiner erstaunlichen Mannigfaltigkeit offenbart es die stürmisch radikalsten Gedanken, die in deutscher Sprache gedacht worden sind; und er reicht hinab bis zu friedlich bürgerlicher Euge. Man schlägt ein Blatt auf und ein wahrhaft weltbürgerlicher kühner Hauch umweht uns; und dann und wann stößt man wieder auf ein Blatt, das Genie verweilt in behaglichen Niederungen, und gelegentlich sogar verspürt man die Nähe eines Kleinbürgers. Aber dies umfassende, glanzvolle Leben läßt sich nicht in Stücke reißen. Es giebt doch überall bei allen Unruhen und Katastrophen, bei allen jähren Uebergängen und Ueberraschungen einen einheitlichen Organismus; und keinen deutschen Dichter giebt es, vielleicht auch keinen von den hochgenialen aller Völker, dessen Schaffen in so inniger Treue mit seinen Erlebnissen verbunden wäre. Jede Erfahrung wird Goethen zum Gedicht. Daher die Bezeichnung Goethe's als eines „Gelegenheitsdichters“ im eminenten Sinn; oder was auf eins herauskommt, eines wahrhaften Dichters, der nur besingt, was ihm die eingewonnene Lebenserfahrung heißt. Spielereien

und höfischer Klingklang bilden die wenig erheblichen Ausnahmen.

„Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über Allem schwer werden und daß Alles über ihnen

Leute mit rabidaler Geberde haben vor dem deutschen Philister Herrn v. Goethe graulich machen wollen; Andere haben herumgerochen, ob nicht giftige Dünste aus Goethe für das Volk abzuwehren seien; und

darin kein Organ hat, wer den Sturm im „Götter“ oder die durchsichtige Tiefe in den letzten Theilen des „Faust“ nicht begreift, dem fehlt der Sinn für künstlerische Macht und Lebendigkeit. Die Form,



Wolfgang von Goethe. Nach dem Gemälde von G. D. May aus dem Jahre 1779.

Nach einer im Gotta'schen Verlag in Stuttgart erschienenen Photographie.

schwer wird.“ Das ist ein Ausspruch Goethe's. Er giebt den Schlüssel zu Manchem, was erklärt, warum es mit Goethe und dem Volk nicht so ist, wie es heute sein könnte. Wir dürfen uns nicht bellen und dreist behaupten: Goethe sei Gemeingut der Nation. Wir brauchen auch den Pessimisten von der anderen Seite nicht zu folgen, die behaupten, Goethe werde immer nur einer kleinen Gemeinde Hochstehender angehören. Man hat Goethe's Lebenswerk nach deutscher Art pedantisch schwer genommen.

eine dritte Gruppe predigte: „Nichts für den Böbel! Laßt doch Goethe den Auserwählten.“ So sehr alle diese Gruppen eine Mauer um den „schweren“ Goethe zu ziehen beflissen waren, ist er dennoch in Geist und Blut der Nation gesichert. Man muß den hellen Goethe'schen Geist nur nicht verdunkeln; und das Blütenreiche, was aus diesem Geist gesprochen, führt doch zum Volksinstinkt, zur Volksseele zurück. Wer für die Sinnlichkeit Goethe'scher Lyrik, für den Wohlklang und das Volksliedmächtige

nicht der Inhalt ist ihm fremd oder „zu schwer“. Ich weiß wohl, daß ein Ungelehrter die schlotternden Lemuren z. B. aus der antiken Mythologie nicht kennen wird. Wenn aber die Lemuren dem erblindeten greisen Faust das Grab schaufeln, und wenn der ahnungslose Faust sich am Spatengelirr ergötzt und meint, es werde für ihn gefroht; wenn dann die Lemuren den Sang anstimmen:

„Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich deucht, das war wohl süße;

Wo's fröhlich klang und lustig ging,
Da rührten sich meine Füße.
Nun hat das tödliche Alter mich
Mit seiner Krücke getroffen,
Ich stolper' über Grabesthür —
Warum stand sie just offen?"

ich glaube nicht, daß dann irgendwer die tragische Melancholie dieser Stelle wird verkennen mögen; und sie findet sich im übel berufenen zweiten Theil des Faust. Darum sollte man nicht ablassen, zu sprechen: Nehmt es nicht zu schwer. Goethe hat uns das edelste Erbe hinterlassen. Jeder von uns muß es erwerben, um es zu besitzen. Die irren und reden die Wahrheit nicht, die Euch von Goethe schrecken wollen. Die eifernden Laien so gut, wie die Pfaffen, die an Goethe ihren Sonder-Leserbissen und ihr heimliches Ergötzen haben wollen. Wieviel allein an Zitat aus Goethe ist in den deutschen Sprachschätz aufgenommen und wieviel aus seiner Gedankenwerkstätte ist wie unbewußt in unser Aller Ideen eingegangen. Noch lange ist Goethe's Kulturmission nicht beendet. Noch wirkt Goethe lebendig in unserer Mitte. Nicht den vereinzelt, verfeinerten Gemeinden, in seiner Höflichkeit gerade hat er der Gesamtheit gelebt. Wir können seinen Beistand nicht entbehren, wo es Menschliches zu erkennen giebt.

Es hat eine romantische Periode gegeben, in der Goethe, der „Olympier“, zum Universalgenie ausgerufen wurde. Das war wiederum eine verklärende Phrase. Nichts mehr. Ein Universalgenie wäre heutzutage ein Un Ding. Eher könnte man sich einen Mann vorstellen, der auf allen erkenntnistheoretischen und künstlerischen Gebieten dilettirt.

Es haben sich denn auch keine „Wunder“ in Goethe's Leben vollzogen. Er war ein lebhaft regiamer Knabe, aber kein Wunderkind; und um die Jahrhundertzwende etwa, also nach dem 50. Lebensjahre, ließ seine künstlerische Potenz, seine sinnesfrohe Anschaulichkeit, seine gestaltungskräftige Sprache nach, wie bei anderen schaffenden Menschenkindern auch.

In der alten Krönungsstadt Frankfurt gab es Manches, woran die Fähigkeit, zu beobachten und künstlerisch zu schauen, sich üben konnte. Wie fest die ersten Jugendgedenke hielten, das hat der alternde Goethe in den ersten Theilen seines Buches: „Wahrheit und Dichtung“ in edler, klarer Prosa dargestellt. Die zartesten künstlerischen Eindrücke des Kindes, die Krönung Josef's II., die Frankfurter Franzosenzeit mit dem kunstliebenden Königsleutnant Thorane aus der Provence, das Alles und mancher eigene Bildungstreue dazu ist lebhaft genug geschildert. Allgemein bekannt sind die Charakterbilder des rauhen, ziemlich pedantischen Vaters und der frohsinnigen, menschlich warmen, trefflichen Mutter, der „Frau Aja“. Der junge Wolfgang ist kein stolzer Patriarchsohn zu nennen. Die Familie Goethe war erst zu Ende des 17. Jahrhunderts in Frankfurt eingewandert und des Dichters Großvater war ein einfacher Schneidermeister, der erst durch die Heirath mit einer begüterten Gastwirths-Wittwe zu Wohlstand gelangte.

Als junger Jurist kam Johann Wolfgang auf Wunsch des Vaters nach Leipzig. Dort entstanden seine ersten Komödienstücke; unter ihnen „Die Mitschuldigen“. Nicht ihres poetischen Werthes wegen ist diese Komödie hier erwähnt. Sie ist in ihrer Art merkwürdig für die gesammte künstlerische Ideenwelt des heranwachsenden Goethe. Was in ihm später zu köstlicher Frucht gedieh, es waltete schon hier, wie ein nothwendiges Gesetz. Man nannte und nennt die Komödie in literargeschichtlichen Werken „unerquicklich“, zumal, wenn man die Jugend des Studenten Goethe in Betracht zieht. In den Mitschuldigen wird gezeigt, wie „die bürgerliche Sozietät in vielen Dingen unterminirt ist.“ Das wird aber ohne Jungen-Bathos, ohne sittliche Entrüstung, ganz „moralisfrei“ vorgetragen. Kein Tendenzriecher, sondern ein freier Künstler, der begreift und Begriffenes gestaltet, führt das Wort.

Es ist nicht Zweck dieses Aufsatzes, auf biographische Einzelheiten einzugehen. Zum Lebenswerk Goethe's können hier nur einzelne Anregungen gegeben werden. So sei denn noch in Kürze die Thatfache erwähnt, wie Goethe in Leipzig erkrankte und später 1770 nach Strassburg kam.

In der elässischen Landschaft ward's dem Frank-

furter Bürgersohn wohlher. Dort faßte sein dichterischer Genius Wurzel; dort wurde er vom Ostpreußen Herder, der um mehrere Jahre älter war, in eine neue Welt eingeführt; dort hatte er auch sein vielberühmtes und ebenso viel verlästertes Liebesabenteuer mit Friederiken, der Pfarrerstochter von Seseenheim. Das intellektuell Wichtigste bleibt, daß Goethe die Erfahrung gewonnen hatte, „die Dichtung sei eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privat-ertheil einiger feinen, gebildeten Geister.“ Herdersche Ideen zum Volksgeist, Herdersche Studien zum Volkslied beeinflussten den aufstrebenden Goethe, und mochte der schwerfällige Herder mitunter auch über den jungen Goethe ungehalten sein, den er wegen seines beweglichen Naturells „spagennäßig“ nennt, die Achtung des körperlich und geistig blühenden Goethe schmeichelte ihm doch.

Was Herder's Ideen zu bedeuten hatten, wissen wir eigentlich erst heute voll einzuschätzen, da wir das künstlerische Schaffen überhaupt im größten kulturgeschichtlichen Zusammenhang als nothwendigen Ausdruck von Zeitpoche und Volksseele betrachten. Herder's kritisches Genie drang in dieser Hinsicht zu größerer philosophischer Tiefe vor, als Lessing's blanke, scharfer Verstand, der zugleich für die Freiheitsideen, für den Gedanken der Aufklärung und Duldsamkeit kämpfend sich bewährte.

Die neuerwachte Lust am volkstümlichen Ton, an der Volksweise darf man als vorbildend für Goethe's Kunstweise nicht unterschätzen. Sie treibt zum Reichsten, was wir an Goethe besitzen, zu den reiz- und klangvollsten lyrischen Gebilden, und in der Lyrik ist Goethe einzig stark; zu Liedern, die einfach hingehaucht erscheinen und dennoch die tiefsten Empfindungen einschließen. Sie sind erreichbar für das naive Gemüth und sie treffen das komplizirteste Menschenhirn; und weiter greift die volkstümliche Weise über zu einer Reihe balladenförmiger Sänge, und sie wird nicht nur eine äußere, auch eine innerliche Stütze in den Knittelversen des „Faust“. Das ist eine durchsichtige Linie von ungewöhnlicher Bedeutung.

In der That hat Herder's Treff-Instinkt auf den ersten Wurf Goethe's Sturm- und Drang-Drama, den „Götz“, erkannt. Herder meinte dazu: „Der „Götz“ ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das deutsche Reich ist, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung.“ Man muß wissen, was das damals zu sagen hatte. In weiten Kreisen waren die Gemüther über den „Götz“ erregt; das ist gewiß. Aber die gelehrte Welt! Ein gewichtiger Mann, wie Lessing, der kein Verhältniß mehr zu dieser neu aufstrebenden Welt finden konnte, schrieb aber auch, nachdem er von dem Erfolg der Berliner „Götz“-Aufführung (1774) gehört hatte, an einen Freund: „Das ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Weil (ein damaliger Kostümzeichner) hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die fahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.“

Lessing's starke und aufrechte Person soll damit nicht herabgesetzt werden. Lessing hat im Kampf um Shakespeare und gegen konventionellen Zwang auch für Goethe reinen Raum geschaffen. Es kommt öfter vor, daß Menschen, die fest in ihrer Zeit wurzeln, dem Werden, das sich stürmisch gebildet, mit Mißtrauen begegnen. Heute wissen wir nachträglich Alle, was wir am „Götz“ und seiner grunddeutschen, derb entfesselten Sprache haben und lassen uns das wenig bekümmern, daß Goethe's Beleuchtung nicht mit den neuesten Forscherergebnissen aus dem Bauernkriege stimmt und daß der Götz zumindest ein zweideutiger Kunde war.

Auch bei dem anderen Jugendwerk Goethe's, bei „Werther's Leiden“ neigte sich Lessing der Stimmung Jener zu, die das künstlerische Schaffen nicht als Selbstzweck ansahen und moralpädagogische Bedenken hatten. Gegen den trüb-melancholischen Jugenddrang reagierte auch wohl Lessing's abgeklärte Männlichkeit, wenn der Kritiker meint, Goethe hätte durch eine cynische Nachschrift die beklemmende Wirkung des Romans, der mit einem Selbstmord aus unglücklicher Liebe endigt, zerfließen sollen.

Uns Modernen ist das Erlebte und Verklärte in der Werther-Dichtung fern gerückt. Aber damals,

da das Wächlein Schmerzgeföhle der Zeit, sentimentalische, rührselige Beweglichkeit wie in einem Brennspiegel zusammenfaßte, wirkte es wie ein Phänomen auf alle „schönen Seelen“. Und wer schwelgte nicht im Gefühl, eine schöne Seele zu sein! Je mehr die Pfaffen und Pfahlbürger im Verein über die Herrlichkeit des Selbstmordes eiferten, desto überraschender wurde der Siegeslauf der Dichtung. In fremde Sprachen wurde sie übersetzt; es regnete Parodien und Kopien, und bekannt ist das Skuriosum, daß man selbst in China auf Porzellan Werther und Lotten nach etlichen Jahren zu malen begann.

Vielumstritten, vielgenannt war Goethe jedenfalls seinen Zeitgenossen interessant geworden, und so suchte Karl August von Weimar ihn an seinen Hof zu ziehen. Die Weimarsche Periode hat den Literaten von jeher viel zu schaffen gemacht. Die Einen stemmen mit ihrem „Weim und Aber“, die Anderen sind bereit, das „Klassische Weimar“, Deutschlands „geheiligten Boden“, schönzufärben. Man kann sich ganz gewiß für ein emporstrebendes Genie eine geblühendere Stätte denken, als das dorfmäßige Klatschneß Weimar von damals. Karl August war sicher nicht der freie Geist, als den ihn höfische Schilderungen ausgeben möchten. Im strahlenden Goethe sah er einen tollen Kumpan gleichsam, der mit ihm „in Kraft und Genuß die untersten Gründe aufwühlte“ sollte; und für Das, was im Innern Goethe's wirkte, hatten die fürstlichen Damen gleichfalls kaum ein zureichendes Verständnis. Darum sind die Betrachtungen, was denn gesehen wäre, wenn Goethe nicht nach Weimar kam, müßig. Goethe's wirthschaftliche Lage mußte gefestigt werden. Aus der juristischen Laufbahn war er herausgerissen, und die schriftstellerische, die wirthschaftlich anders betrachtet werden muß, als heute, bot ihm noch keine rechte Stütze. Nimmt man Schwächen und Eitelkeiten hinzu, — selbst das Gerede über die Duzbrüder Karl August und Goethe und ihre gemeinsamen wilden Streiche konnte schmeicheln, — so wird man Manches begreifen. Man stelle sich das Genie nur ja nicht im Heiligenschein vor. Dazu trat die lang andauernde Liebe und Freundschaft zu Frau Charlotte v. Stein. Die höfischen Pflichten und Geschäfte und später die geregelte Beamtenhätigkeit hatten Goethe sicherlich in seiner frischesten männlichen Zeit von poetischen Produkten abgehalten. Aber die romantische Schwärmerei: „Warum mußte ein Goethe nur Weimar'sche Refruten ausheben helfen“ usw. ist wiederum überflüssig; und dann kann selbst das fruchtbarste Genie nicht immerzu Blüten treiben und Früchte schenken. Es muß doch auch empfangen, wenn es geben soll, und es braucht die mannigfaltigsten Berührungen mit der Wirklichkeit, mit dem vielverästelten harten Leben. Klassen und Stände lernte Goethe scharf unterscheiden, vielerlei Menschliches trat ihm nahe, und sozialistische Begriffe durfte er sich bilden. Ein Zeugniß von seiner eigenen Hand ist ein Brief an den Dichter Knebel in Weimar, worin Goethe mittheilt: „So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwigte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gefressen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem Jahr beigebracht werden kann.“ So ganz „nußlos“ lebte denn Goethe nicht „am Hofe“ daher.

Wie wäre sonst die reiche Erfahrung über menschliche Typen und Lebenszustände in Goethes Dichtungen, in der überquellenden Spruchweisheit seines hohen Alters zu erklären? Eines ist ohne das Andere nicht zu haben. Wenn man Goethe als den herrlichen Schilderer und Kenner typischer Frauennaturen preist, wenn man sein Gretchen und sein Klärchen (Gnomon) und seine gesammte „Frauengalerie“ rühmt, so darf man ihm nicht wie ein Sonntagsprediger beikommen. Aus der Lust oder vom Himmel her wird auch dem Genie keine Erleuchtung, Modelle wollen studirt, Gedichte in Goethe's Sinn erlebt sein. (Schluß folgt.)

Bet-Julchen.

Von Wilhelm von Polenz.

Die reichste Frau des Dorfes, die Kubichbäuerin, war gestorben. Kinder hatte die Wittwe nicht hinterlassen. Das Bauerngut, in das sie vor Jahren hineingeheiratet hatte, fiel daher an die nächsten Blutsverwandten des frühzeitig hingeschiedenen Kubichbauers zurück.

Es gab, wie man bei uns zu sagen pflegt: „eine schöne Leiche“. Die Erben hatten sich nicht lumpen lassen wollen. Nach dem Begräbnisse wurden im Gasthof — der zu solchen Zwecken recht bequem in nächster Nähe des Kirchhofs gelegen war — Erfrischungen gereicht: Kaffee, Kuchen, Butterbrot, Burst, Käse, Bier und vor Allem Schnaps. Es ging lebhaft her in der Schenkstube. Von Trauer um die Verstorbene war nicht viel zu spüren. Die ganze Junft der Klageweiber fehlte hier vollständig. Die Anverwandten verlangten keine Trauerbezeugungen von Seiten der „Leichengäste“. Nur ein paar ganz alte Weiblein weinten, wohl zu ihrem eigenen Vergnügen, ganz still für sich hin. Eine Ausnahme von der allgemeinen Gleichgültigkeit machte Toni, die Magd der Verstorbenen; das Mädchen heulte, daß sie schließlich der Vord stief. Eine Thatsache, die viel bemerkt wurde und manches Kopfschütteln erregte. Denn die Verstorbene war für ihre Härte dem Gesinde gegenüber bekannt gewesen.

Ueberhaupt folgte der Kubichbäuerin kein guter Gemund nach. Ihr Geiz war berüchtigt. Ihr herrisches, rauhes Wesen hatte sie unbeliebt und gefürchtet gemacht bei Nachbarn und Dienstboten. Mit der Sippe ihres Gatten hatte sie von Alters her auf Kriegsfuß gestanden. Die prozige Vetternschaft konnte es ihr nicht vergeben, daß sie, ein blutarmes Ding, das nichts besaßen, als ihren kerngesunden Leib und ihre kräftigen Arme, den reichen Kubichbauer geheiratet hatte, der von Jugend auf schwächlich und ein Schwindfuchtskandidat gewesen war. Auf diese Weise war den habfüchtigen Anwärtern das große Bauerngut entgangen, das man schon als sichere Beute anzusehen, sich gewöhnt hatte. Zwei Generationen waren darüber in's Grab gesunken, bis endlich durch den Tod der lebenszähnen Bäuerin das Besizthum wieder an die Familie zurückfiel.

Eigentlich hätten die Erben nur Grund zur Dankbarkeit gehabt, der Berewigten gegenüber. Sie hatte das Ihre vortrefflich zusammengehalten verstanden. Haus und Hof waren in tadellosem Zustande, Haus und Hof waren in tadellosem Zustande, Haus und Hof waren in tadellosem Zustande, die Felder in gutem Dung, die Wiesen gepflegt, der Viehstand vollzählig, die Scheune voll Stroh und Heu, und auf dem Getreideboden lagerten Vorräthe auf viele Jahre hinaus. Dabei war das Gut schuldenfrei, und auch noch baar Geld übrig. Die Todte erstattete der Familie mit Zinsen zurück, was sie sich, vor jetzt nahezu sechzig Jahren, erheiratet hatte.

Für sich selbst hatte die sparsame Frau nicht viel mehr als Nahrung und Kleidung gebraucht. Begeggeben an die Armen hatte sie nichts. Gelesen war ihr kaum etwas worden, denn die Kubichbäuerin hatte ein paar scharfe Augen im Kopfe, und in ihrer guten Zeit war sie zu allen Tag- und Nachtstunden in Haus, Keller, Stall und Scheune umhergegangen, aufpassend, daß ihr nichts abhanden komme. Zu alledem lag vor der Hausabhandlung ein bissiger Kettenhund, der jedem Bettler in die Beine fuhr. Aber ärger noch als dieser Wächter konnte die Bäuerin selbst zufahren. So kam es, daß der einsam gelegene Bauernhof in Verruf kam weit und breit. Während man das ganze übrige Dorf, Haus für Haus, abgraste, mochten die Bewohner noch so arm sein, ließ man die Behausung der anerkannt reichsten Frau im Orte verschont; so gefürchtet war ihre und ihres Hofwächters Bissigkeit. „A staatsches Weibsbild“ war sie gewesen, in ihrer Jugend, das konnte sich Jeder sagen, der die Alte mit ungebrochenem Nackgrat, mit ihren knochigen Armen, die sie bei jedem Wetter bis über die Ellen-

bogen bloß trug, mit ihrem langen, scharfgeschnittenen, durch's Alter ausgetrockneten Gesichte, steif und gerade auf ihrem Besizthum einherschreiten sah, mit herrischer Miene, wie sie mit blecherner Dreisinstimme ihre Befehle ausstießte.

Der Kubichbauer, auf den sich die älteren Dorfgemeinen noch recht wohl besinnen konnten, war so ziemlich in Allem das gerade Gegentheil seiner Ehehälfte gewesen, schwächlich, schüchtern, kümmerlich, „a kleiner Karle!“ wie im Volksmunde derartige, von der Natur spärlich bedachte Persönlichkeiten heißen. Kinder waren aus diesem Bunde nicht hervorgegangen.

Manches wurde dieser Frau nachgesagt; und Vieles davon mochte leeres Gerede sein.

Ob, wie die Dorffama behauptete, die Bäuerin ihre „größere Forche“ dazu bemüht hatte, dem Ehemanne ihr Uebergewicht handgreiflich fühlbar zu machen, soll dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß die „Kubichchen“, wie sie genannt wurde, die Hosen angehabt und daß sie auch nach ihres Mannes Tode in ihren vier Pfählen das Regiment mit eiserner Hand geführt hat, unbeliebt und einsam; bis schließlich ein wirklich Starker über sie kam, vor dessen Hauche auch ihr wettergebräuntes zähes Bauerngesicht erbleichte. — — —

Die alte Frau lag kaum eine Stunde im Grabe, noch schaufelte der Todtengräber Erde und richtete den Hügel über der Grube, da war man schon drüber im Gasthof eifrig am Werke, ihren Ruf zu verberben und allerhand plumpe Wiße über ihre Eigenheiten zum Besten zu geben.

Mit erhitzten Gesichtern saßen die Bauern da, in jener halbstädtischen Tracht, die den Landenten so schlecht steht, die ihre Vorzüge: derbnockige Kraft und sehnenzähe Festigkeit, verhüllt und ihre groben Nachtheile doppelt hervortreten läßt. Schon waren einige der jungen Leute stark angetrunken. Niemand konnte wissen, wie dieses Trauerfest enden würde. Die gefesterten und vorsichtigen Leute begannen, nachdem sie die günstige Gelegenheit benützt hatten, ihren Appetit zu stillen, sich langsam zu entfernen.

Ein paar ältere Frauenspersonen verließen selb-ander den Gasthof. Die eine war eine behäbige Bauersfrau, die „Hoppebäuerin“. Ihre Begleiterin eine ältere Jungfrau, bekannt im Dorfe unter dem Spitznamen: „Betjulchen“. Diesen Namen führte Julchen, weil sie von Jugend auf eine fleißige Kirchgängerin und Besucherin des Katechismusunterrichts und der Beistunden gewesen war. Betjulchen stellte sich als eine mittelgroße, schwächliche Mädchenerscheinung dar, von schwer zu bestimmendem Alter. Ihr äußerer Mensch hatte wenig Dörffliches an sich. Auffällig stand die wässern durchsichtige Farbe ihres verwellten Gesichtes von den apfelrothen Pausbacken der kugelrunden Hoppebäuerin ab. Ihre Feinde, deren sich Betjulchen trotz ihrer christlichen Gesinnung doch auch einige gemacht hatte, schalteten sie eine „Betstin“ und behaupteten, sie besaße sich mit Aufheben der Leute und allerhand Stänkereien. Andere wieder hielten große Stücke auf sie, priesen ihre Frömmigkeit und ihr gebildetes, „bethuliches“ Wesen. Ihr Vater war Dorfschulmeister gewesen und war, nachdem er pensionirt worden, im Dorfe haften geblieben. Von ihm hatte Julchen den Hang zum Lehrhaften und das salbungsvolle Wesen geerbt. Sie war eine Meisterin in allerhand schönen Künsten. Viele eigenartige Dinge wußte sie herzustellen: Brautkränze, Grabkränze, Blumensträuße für die verschiedensten Zwecke, Pathenbriefe, Hochzeitsgedichte, Liebesbriefe. Sie war im Besitze eines Briefstellers, in dem Vorlagen für alle erdenklichen Lebenslagen vorhanden waren; aber das wußten ihre Kunden nicht. Im Dorfe glaubte man allgemein, daß die schwungvollen und feingedrehten Briefe, die Julchen für ein geringes Entgelt lieferte, Erzeugnisse ihrer eigenen Phantasie seien.

Auf diese Weise verdiente sich das alte Mädchen ihren Lebensunterhalt. Sie zeichnete sich durch be-

sondere Sauberkeit der Erscheinung aus. Da sie die gröberen Arbeiten scheute und nur den höheren Künsten des Dichtens, Briefschreibens und Kränzewindens oblag, wurde es ihr nicht schwer, stets mit gutgehaltenen Kleidern und weißen Händen einherzugehen. Ihr ganzes Auftreten hatte, ihrer höheren Bildung entsprechend, etwas Besonderes, Verfeinertes, Durchgeistigtes. Sie sprach ziemlich dialektfrei und bevorzugte die gewählteren Redewendungen, häufig flocht sie auch ein biblisches Zitat oder eine Strophe aus dem Gesangbuch in ihre Rede ein. Ihre Beredsamkeit wurde viel bewundert und geschätzt. Bei keinem Frauentrauer im Dorfe durfte das Betjulchen fehlen, denn sie hatte immer diese oder jene Neuigkeit auf Lager, und in der Kunst, eine Geschichte vorzutragen, übertraf sie so leicht Niemand.

Die beiden Frauen schritten den Kirchweg hinauf, der parallel der Dorfstraße an den hinteren Breiten der verstreuten Gehöfte entlangführt. Es hatte geregnet. Der Pfad war noch feucht, und die Beiden hatten daher vorsorglicherweise ihre Feiertagskleider emporgerafft, so daß die Unterröcke zu Tage traten. Die Hoppebäuerin trug einen gelbrothen Unterrock, Betjulchen, ihrer ersteren Richtung gemäß, einen kaffeebraunen. Beide hielten Gesangbücher in den Händen, unter denen die unentfalteten Taschentücher lagen.

Die Hoppebäuerin spann das Gerede, das sie im Wirthshause über die Verstorbene mit angehört hatte, weiter.

Was die „Kubichchen“ von all' ihrem Geize gehabt hätte, philosophirte sie. Nun sei sie todt, und in ihre harten Thaler theilten sich die lachenden Erben. Es sei doch eine Schande gewesen für den ganzen Ort, wie sie's getrieben hätte.

Das Betjulchen hörte sich solche Reden eine Weile mit an, mit der überlegenen Miene einer Person, die tieferen Einblick in den Zusammenhang der Dinge besitzt, und die vorläufig ihr Urtheil noch mit guter Absicht zurückhält.

Die Hoppebäuerin rief schließlich mit der Miene der moralisch Entrüsteten: „Die is doch wie a Heidenmensch gestorben, was de Kubichchen war. Daß die salig werde, wie der Pfarr vorden meente, das kannch in Labn ne gleben — su a meschantes Weibsbild, wie das war.“

Hier wurde sie von ihrer Begleiterin unterbrochen: „Sagt das nicht, beste Frau Hoppe! das können wir armen, blöden Menschenkinder niemals wissen, in unserer Blindheit, hienieden. Die Berewigte hat auch ihre guten Seiten gehabt. Der liebe Herrgott, der die Herzen kündigt, wird das zu Tage bringen.“

„Ihren Mann hat se uner de Arde geargert — und gepriegelt hat se'n och! Lehmkarle, was der Kubber is, hats gehiert, wir der selge Kubich nächstens gebrillt hat und gegurgelt, so hat se'n verdruschen. . . . Su en kranken Mann, das is doch ne nacht! . . . Ne, ne, die is ne falsch gestorben; das wir doch keene Gerachtigkeit ne!“

„Mit nichten, Frau Hoppe! Ernestine Kubich ist in Frieden dahingeschieden, versöhnt und im Glauben an ihren Heiland, und auf dem Todtenbette ist auch noch eine schöne Handlung der Barmherzigkeit von ihr ausgegangen, für die ihr im Jensteits reichlicher Lohn ausgegahlt werden wird.“

„Die hätte was Gutt's gestiftet — de Kubichchen! Nu, das wern Se mer doch ne vorraden, Julchen!“

„Da muß man eben höhere Einsichten zu Hilfe nehmen, Frau Hoppe! Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllt. . . . Aber — wie gesagt — das ist nicht Jedermann gegeben. . . .“

Die Bauersfrau sah ihre Begleiterin mit offenem Munde an ob dieser Rede. Betjulchen wußte sich öfters solch' ein geheimnißvolles Wesen zu geben, das seine Wirkung auf die einfältigen Dorfleute selten verfehlte.

„Es ist dies wieder mal eine jener höheren Schidungen,“ fuhr Julchen fort, „welche uns belehrt,

